

Die Schwierigsten

Autor(en): Michael Rockenbach

Quelle: Basler Stadtbuch

Jahr: 2011

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/194c8acd-202f-47a1-a623-3c0aa0aaed2a>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

DIE SCHWIERIGSTEN

Das Verhältnis zu den Baselbietern ist
so heikel wie kein anderes

Basel ist eine Einwandererstadt und hat immer wieder Gruppen von Zuzüglern innerhalb weniger Generationen integriert. Nicht, dass diese Prozesse immer reibungslos verliefen. Doch bei allen «Schwoobe», Italienern, Türken, Albanern und übrigen Migrant:innen: Zu niemandem das Verhältnis historisch enger und nachbarlich komplizierter als zu den Baselbietern.

Über sie reden in Basel auch jene Politiker nicht gerne, die Auseinandersetzungen sonst eher suchen, als ihnen aus dem Weg zu gehen. Das leidige Thema wird höchstens in privaten Unterhaltungen angesprochen. Das tönt dann zum Beispiel so: «Die Baselbieter sind wie kleine Kinder. Sie wollen überall mitreden, aber möglichst keine Verantwortung übernehmen. Und auch möglichst nichts zahlen für die gemeinsamen Institutionen.»

So sehen es in Basel linke wie rechte Politiker, wenn die Zusammenarbeit zwischen den beiden Kantonen wieder einmal ins

Stocken gerät. In der Öffentlichkeit jedoch reden die gleichen Politiker meistens sehr viel vorsichtiger – von «neuen Herausforderungen» oder «Irritationen», welche die «erfolgreiche Zusammenarbeit» aber «selbstverständlich nicht grundsätzlich infrage» stellen, ist dann die Rede. Gleichzeitig erinnern sie die Baselbieter daran, dass es neben Rechten auch Pflichten gebe. So, wie sich ein vernünftiger Erwachsener im Konflikt mit einem störrischen Kind eben verhält.

Bei all dem Reden und Mahnen wird häufig vergessen, wie sehr die Basler auf die Baselbieter angewiesen sind: Auf die Tausende von Pendlern, die Tag für Tag in die Stadt kommen, um in der Novartis, in der Roche oder wo auch immer ganz normal mit den Baslern und all den anderen «Anderen» zusammenzuarbeiten und so neben dem eigenen Wohlstand auch jenen der Region zu mehren. Auch der grösste Stolz der Stadt, die Fasnacht, wäre ohne die vielen Baselbie-

ter kaum die Hälfte wert. Und der in der ganzen Region hoch verehrte FC Basel könnte ebenso gut «FC Baselbiet» heissen, und das nicht nur wegen des Stadions direkt auf der Kantonsgrenze. Die Teamstützen Benjamin Huggel, Alex Frei und Marco Streller stammen alle aus dem Baselbiet.

Dankbarkeit kann man von den Baslern dennoch nicht erwarten. Dafür sind sie zu überheblich. Oder freundlicher ausgedrückt: zu selbstzufrieden. Deutlich zeigt sich diese Haltung unter anderem in der Redaktion der «Basler Zeitung», die sich in

Basel mit seiner hohen Politikkunst, seiner vornehmen Gesellschaft und seinen prestigeträchtigen Partnerschaften. Hamburg! Schanghai! Moskau! An solchen Städten misst sich Basel. Da können die einstigen Bauern-, Handwerker- und Posamenterdörfer nicht mithalten.

Die Baselbieter haben allerdings ebenfalls ihre Macken im Umgang mit der Stadt. Finanzdirektor Adrian Ballmer (FDP) zum Beispiel, der gewichtigste Mann in der Baselbieter Regierung, lässt in seinen Äusserungen gerne wohl dosiert seine Abneigung



Gefangen im Schattentheater von Nähe und Distanz – und doch ein Paar: BS und BL

Kommentaren und Leitartikeln immer wieder in schönen und teils flammenden Worten für die regionale Zusammenarbeit einsetzt. In der Praxis kühlt die Begeisterung für Grenzüberschreitungen aber meist rasch ab. Einen Vertreter des Stadtrechtsorts beispielsweise an einen Anlass auf dem Land zu bringen, ist schwierig, sehr schwierig. Ihm einen Text über das Baselbiet abzurufen, praktisch unmöglich. Denn der Herr Redaktor will sich aufs Wesentliche konzentrieren: auf seine Stadt, das grosse

gegen die Stadt durchschimmern. Oder «Berufsbaselbieter» wie Caspar Baader, Christian Miesch (beide SVP) und Hans Rudolf Gysin (FDP), denen alles egal zu sein scheint, was mit Basel zu tun hat, selbst Vorzeigeeinrichtungen wie die gemeinsame Universität. Bei der Abstimmung über die lückenlose Fortsetzung der Bundesbeiträge stimmte Baader jedenfalls Nein, Miesch und Gysin schwänzten die Sitzung. Ausgerechnet diese drei Stimmen sollten der Uni schliesslich fehlen.

Das Gezeter nach der verlorenen Abstimmung, das Anprangern der «Feinde Basels» war typisch für die öffentlichen Debatten zwischen den beiden Basel. Diese finden selten statt, dann aber umso heftiger, beispielsweise im Herbst 2010, als Baselland die Erhöhung der Subventionen an das Theater Basel um jährlich rund vier Millionen Franken knapp ablehnte. Die Baselbieter seien kulturlose Banausen, hiess es danach in Leserbriefen und Internetforen. Die «Rambassen» seien zufrieden, wenn sie an einen Turnerabend, an ein Dorftheater oder eine Maibaumfeier gehen könnten.

Auch in dieser gereizten Stimmung hielten sich die Basler Politiker mit ihren Aussagen zwar eher zurück, im Grossen Rat bereiteten sie aber eine Revanche vor: Die Baselbieter sollten künftig mehr für ein Theaterbillet zahlen, lautete der Plan. Im Gegenzug drohten auf dem Land erste Politiker schon damit, von den Baslern bald Gebühren für das Benutzen der eigenen Wanderwege zu verlangen. Glücklicherweise wies irgendwann jemand darauf hin, dass die Vorschläge nur realisierbar seien, wenn man beim Theatereingang ebenso wie auf den Wanderwegen regelmässige Ausweiskontrollen vornehme. Das schien selbst den aufgeregten Politikern etwas übertrieben, die Revanchepläne wurden begraben.

Dennoch war die seltsame Debatte mehr als nur eine kuriose Episode; sie war Ausdruck eines seit jeher schwierigen Verhältnisses. Die Geschichte der beiden Basel ist eine der Widersprüche, der Boshaftigkeiten und des Streits. Und sie begann mit Gewalt, Anfang des 19. Jahrhunderts, als die Forderungen der Französischen Revolution nach Freiheit und Gleichheit auch in der Region ankamen und die Landschäftler nicht mehr ohne Weiteres bereit waren, für die feinen Herren in der Stadt auf den Feldern und an den Webstühlen zu «chrampfen». Sie forderten eine angemessene Vertretung im Grossen Rat, zuerst ganz anständig in Bittschriften.

Doch die Städter wollten sich vom Landvolk nicht dreinreden lassen und beharrten auf den alten Privilegien.

Nun mochten die Baselbieter nicht mehr zurückstehen und begannen, sich der Stadt zu widersetzen. Die Auseinandersetzung eskalierte – weniger wegen der Truppen, die die Basler Aristokraten zur Disziplinierung der Landschaft ausschickten, als vielmehr wegen ihres überzogenen Entscheides, eine Reihe kritischer Gemeinden aus dem Kantonsgebiet zu verbannen. Daraufhin hatten die Baselbieter genug. Sie standen auf die Hülfenschanze und holten die Basler von ihrem hohen Ross. Nach der Schlacht vom 3. August 1833 war der Bruch zwischen Stadt und Landschaft endgültig.

Es war eine unangenehme Situation für die Basler. Etwa so wie für einen verlassenem Ehemann, der plötzlich merkt, wie wichtig ihm seine Frau war, obwohl er sich nie wirklich um sie gekümmert hatte. Als sei dieses Gefühl der Kränkung nicht schon schlimm genug, kommen in einem solchen Fall meistens noch finanzielle Probleme hinzu. Das war 1833 nicht anders. Basel musste den Baselbietern einen Teil des Staatsvermögens überlassen und hatte danach kaum noch Geld für wichtige Institutionen wie die Universität.

Natürlich gab es in der Folge immer wieder Versuche, die schmerzhaft Trennung rückgängig zu machen. Der Ablauf war immer der gleiche: Die Stadt signalisierte Offenheit, vermied aber allzu offensichtliche Avancen, um die eigenwilligen Landschäftler nicht kopfscheu zu machen. Auf dem Land warnten trotz aller Zurückhaltung viele vor neuen Abenteuern, und nicht wenige beschimpften die Fusionswilligen als Fahnenflüchtige und Landesverräter. Bei den Abstimmungen waren die Ergebnisse jeweils klar, zuletzt 1969, als Basel mit einem Stimmenverhältnis von 2:1 für eine Wiedervereinigung stimmte und das Land fast ähnlich deutlich ablehnte.

Mehr als vierzig Jahre später wagen die Grünen in den beiden Basel nun den nächsten Anlauf: Im Herbst 2011 lancierten sie eine neue Initiative für eine Wiedervereinigung der beiden Kantone. Die ersten Reaktionen waren die altbekannten. Darum schrieb die «Basler Zeitung» das Begehren unmittelbar nach dessen Ankündigung bereits ab: Die Initiative käme zu früh und sei sogar gefährlich, hiess es im Kommentar. Ein emotionaler Abstimmungskampf könnte den Kanton spalten und der Zusammenarbeit mit Basel schaden.

Möglicherweise ist das aber zu kurz gedacht – und zu ängstlich. Denn das Verhältnis der beiden Kantone hat sich stark verändert. Bis vor wenigen Jahren führte fast jedes partnerschaftliche Geschäft zu einem rechthaberischen Gezänk. Auf der einen Seite die Basler, die mit städtischer Arroganz deutlich höhere Abgeltungen an die Zentrumsleistungen forderten, auf der anderen Seite die Baselbieter, die sich mit ländlichem Eigensinn dagegen sträubten, weil sie in den gemeinsam unterstützten Institutionen nichts zu sagen hätten. Damit ist seit 2006 Schluss. Damals wurde die Zusammenarbeit von den Regierungen neu geregelt. Basel sagte zu, dass gemeinsame Institutionen auch tatsächlich gemeinsam geführt werden, und Baselland versprach, sich künftig angemessen an den Zentrumsleistungen zu beteiligen, wobei auch der Zentrumsnutzen verrechnet werden muss.

Diese klaren Verhältnisse haben das Tempo in den partnerschaftlichen Geschäften massiv erhöht. Baselland beteiligt sich nun unter anderem auch an der Universität und an der Fachhochschule Nordwestschweiz und plant gemeinsam mit Basel riesige Projekte wie die milliardenteure Verlängerung der Baselbieter S-Bahn-Strecken mitten durch die Stadt. Inzwischen zeigt sich aber immer deutlicher, dass der klamme Landkanton das alles unmöglich zahlen kann – entgegen dem bisherigen Anschein,

es fehle den steuerlich etwas besser gestellten Landschäftlern nur am Willen.

Eigentlich sollte diese Erkenntnis den städtischen Blick auf die Baselbieter klären und jenen wiederum die Bedeutung des wirtschaftlichen und finanziellen Zentrums Basel für die gesamte Region vor Augen führen. Beide Einsichten sprächen für eine engere Zusammenarbeit, ebenso wie die Aussicht auf die vielen Synergien, die noch genutzt werden können. Selbst für eine Wiedervereinigung könnte unter diesen Voraussetzungen bald die Zeit reif sein. Irgendwann müsste doch wieder zusammenkommen, was zusammengehört. Trotz aller Gegensätze.